

Glaube, Liebe, Leben

Für den jungen Dirigenten Christian Arming rückt in diesem Jahr seine Heimatstadt Wien ins Zentrum. Im Mai dirigierte er die Eröffnung der Wiener Festwochen, im Oktober kommt er im Musikverein wieder an das Pult der Wiener Symphoniker – und dazwischen, im Sommer, übersiedelte er mit seiner Familie nach Wien zurück. Jetzt bricht er von hier aus zu seinen wichtigen künstlerischen Zielen auf: nach Tokyo zum Neuen Philharmonischen Orchester Japan, das er als Chef leitet, und zu Gastspielen mit internationalen Spitzenorchestern. Eine Dirigentenkarriere, unter deren elegant-charmanter Oberfläche sich enorm viel Substanz, Tiefe und Empfindsamkeit ausbreitet.

Auch wenige Stunden vor der Generalprobe zur Mammut-Eröffnung der Wiener Festwochen am Rathausplatz war Christian Arming ganz ausgeglichen, keine Spur von Aufregung, dafür beim Interview besonnen und in jeder Sekunde freundlich. Zwischen den wohlüberlegten und meist allgemein gültig formulierten Worten tun sich dann erstaunliche Hintergründe auf. Ein Spiegelbild seines Wirkens als Dirigent: Auch da betritt ein höflicher, geschliffener junger Mann das Podium, mit eleganter dirigentischer Gestik – aber auch kundig bis in die Fingerspitzen und vom Äußeren in berührende Innenräume der Musik vordringend.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass das Neue Philharmonische Orchester in Tokyo diesen jungen Österreicher, als Nachfolger Seiji Ozawas, 2003 zum Chefdirigenten gemacht und inzwischen bis 2009 in dieser Position verlängert hat. Denn in so mancher Eigenschaft des Mitteleuropäers dürften Japaner Verwandtschaften zur fernöstlichen Mentalität erkennen: Mit achtsamen Formen tief liegende Inhalte freilegen. Die Energie ist nicht auf wenige Höhepunkte gebündelt, sondern entfaltet sich in dynamischen Wellen. Musik strömt, wenn Arming dirigiert – und die Klangkörper verströmen unter seiner Führung Intensität und Wärme in glänzender Verpackung.

Bei der Eröffnungs-Show der Wiener Festwochen am Rathausplatz mit den jungen Finalisten von „Eurovision Young musicians“ anlässlich des Mozart-Jahres 2006 war vor allem die von Arming perfekt beherrschte Vermittlerrolle gefragt. TV-Übertragung, Open Air, unabwägbare Faktoren durch und durch also, dazu Zehntausende Zuhörer in Volksfeststimmung – „da sind viele Köche dabei“, umschreibt Arming die Situation. Dann nennt er aber den Beweggrund, warum er das Ganze übernommen hat: „Es macht so viel Spaß, mit den jungen Solistinnen und Solisten zu musizieren.“

Auch Christian Arming selbst, inzwischen 33, stand schon als ganz junger Musiker im Blickpunkt. Er studierte noch an der Musikhochschule in Wien, als ihn die traditionsreiche Janáček-Philharmonie im mährischen Ostrau zu ihrem Chefdirigenten wählte und er außerdem als Assistent von Ozawa beim Boston Symphony Orchestra zwischen Europa und USA pendelte. „Ostrau waren unglaublich wichtige Lehrjahre für mich, dort konnte ich mir das Repertoire erarbeiten, dirigierte erstmals die Symphonien von Beethoven und Brahms und sogar die großen Werke von Mahler und Richard Strauss“ – und ehrlich fügt er hinzu: „Was dort vielleicht noch wichtiger war als die Erfahrung: Ich durfte Fehler machen. Die muss man machen, sonst lernt man das Repertoire nie.“

Da laut Nikolaus Harnoncourts Vererbungslehre jeder Wiener irgendeine böhmische Großtante hat, fand der Wiener Arming ganz selbstverständlich in das Stammrepertoire der Ostrauer Philharmonie. Er merkte, dass ihm „das tschechische Kolorit liegt“. Offenbar merkten das auch die Tschechen, und so durfte Christian Arming als bisher zweitjüngster Dirigent (nach dem legendären Rafael Kubelik) in der Geschichte des Prager Frühlings am Pult der Tschechischen Philharmonie dieses Renommee-Festival 2003 mit einem „Heiligtum“ der tschechischen Musik, Smetanas „Mein Vaterland“, eröffnen. Wie sehr er sich in die

„böhmische“ Musik eingelebt hat, kann man an feinen Nebenbemerkungen Arming's zur Interpretation erkennen. Vor übertriebenen Tempoverzögerungen warnend, meint er: „Die Rubati bei Smetana sind ganz minimal – und nur mit der Farbe, nicht mit dem Tempo umzusetzen.“ Dann fügt er noch einen Vergleich hinzu, den wir Österreicher verstehen: „Das ist genauso wie bei Johann Strauß' Musik – wenn man da zu viel macht beim Walzer, ist es schon aus ...“

In Japan hat man genau dieses Sensorium von Christian Arming erwartet, als man ihn zum Chefdirigenten des neben dem NHK Orchester bedeutendsten – und von vielen Kritikern mittlerweile sogar als Nummer eins Japans gelobten – Klangkörpers Tokyos, der Neuen Japanischen Philharmonie, wählte. Das Orchester befindet sich auf einem „technisch exzellenten Niveau“, so Arming, „die sind wahnsinnig ehrgeizig und kommen perfekt vorbereitet in jede Probe. Technisch funktioniert immer alles. Dafür gibt es keine Tradition.“ Das ist es, was Arming den Japanern vermittelt – oft auch in deutscher Sprache, denn viele Stimmführer und Bläusersolisten haben in Deutschland oder Österreich studiert. Ansonsten ist Englisch die Probensprache – denn Japanisch hat Arming bisher außer den Zahlen („Die beherrsche ich perfekt“) kaum gelernt, und wird es wohl auch nicht lernen, „das ist zu schwer“. Dazu bleibt dem vielbeschäftigten Musiker, der aufgeteilt auf zehn Wochen im Jahr in Japan ein riesiges Pensum an Proben, Konzerten und administrativen Aufgaben wie etwa Probespiele bewältigt, vor allem keine Zeit.

Der Wissensstrom verläuft vielmehr in die andere Richtung: Christian Arming vermittelt den Asiaten die abendländische Musik. Er setzt dazu nicht nur die üblichen Meisterwerke aufs Programm, vielmehr gewinnt er aus dem Umgang mit dem Repertoire inhaltliche Schwerpunkte. „Was mir die Liebe erzählt“. Ausgehend vom Titel des Finales von Gustav Mahlers Dritter Symphonie, die Arming mit der Neuen Japanischen Philharmonie zur Saisoneroöffnung aufführte und auch in einer fabelhaften CD-Aufnahme vorlegte, wurde für drei Saisonen ein Themenschwerpunkt festgesetzt: „Liebe – Leben – Glaube“. Musizieren als humanistische Idee – mit überaus spannenden Projekten. Zum Beispiel einer szenischen Aufführung von Arthur Honeggers Oratorium „Jeanne d'Arc“ in französischer Sprache – mit Schauspielern aus Wien, Anne Bennent und Frank Hoffmann, und Sängern aus Europa und Japan. Oder ein Abend unter dem Motto „Atheismus – Theismus“, mit Werken von Bartók, Erich Wolfgang Korngold und der „Josefslegende“ von Richard Strauss.

Der „Glaube“ ist für Arming ein besonders herausforderndes musikalisches Thema in einem Land, dessen Bewohner von sich sagen, dass sie „keinen Glauben“ haben, wenngleich mit Buddhismus und Schintoismus religiöse Traditionen gepflegt werden. Geht es etwa um ein Seufzer-Motiv in einer Bach-Passion, so muss der österreichische Dirigent in Japan etwas vermitteln, was in unserer Tradition im Unbewussten mitschwingt: Dass in einer solchen musikalischen Wendung das ganze Leid Jesu enthalten ist. Dadurch wird aber auch für Arming die Auseinandersetzung mit diesen Inhalten wieder intensiv. Der Dirigent wird sich bewusst, dass er „nicht tief religiös“ ist, „aber sehr gläubig“.

Vom Glauben zur Liebe ist es kein weiter Weg. Mahlers pantheistisch-humanistischem Epos der Dritten Symphonie mit dem finalen Liebes-Hymnus stellte Arming bei der Aufführung in Tokyo ein Liebes-Madrigal von Claudio Monteverdi voraus, das von einigen Mitgliedern aus dem später auch bei Mahler zum Einsatz kommenden Frauenchor gesungen wurde. Dabei entdeckten Arming und seine Musiker bei einem erstaunlichen Passus mit einer „harmonischen Durchkreuzung wie bei Alban Berg“. So verschmelzen im fernen Osten die großen Epochen abendländischer Musik.

Viel mit Liebe hatte es auch zu tun, als Christian Arming mit seinem Orchester und einem hochkarätigen Solistenensemble die japanische Erstaufführung von Beethovens „Fidelio“-Urfassung der „Leonore“ dirigierte. Und mit einem weiteren Opernprojekt im Konzertsaal wird Arming in der kommenden Saison den Glauben des Wagner-Helden „Lohengrin“ in Japan thematisieren, dessen Liebe Berge versetzen kann.

Von seinen japanischen Chef-Perioden wird Arming in Hinkunft stets in seine Heimatstadt Wien zurückkehren, wohin der ehemalige erfolgreiche Chefdirigent des Luzerner Sinfonieorchesters und Theaters mit seiner Familie aus dem bisherigen Zürcher Domizil in diesem Jahr übersiedelt. Die Tochter kommt in die Schule, der Sohn in den Kindergarten – das soll im vertrauten Wien vonstatten gehen. Und Armings Gattin Katharina Hera, eine Schauspielerin, überlegt in der Theaterstadt nach der Karenz eine Rückkehr in ihren Beruf. Ein Familienleben im Zeichen der Kunst.

Die Proben und Konzerte mit den Wiener Symphonikern im bevorstehenden Oktober wird Christian Arming also nun von seinem neuen Zuhause ansteuern. Seit er vor einigen Jahren für den erkrankten Horst Stein bei den Symphonikern eingesprungen ist und unter anderem mit Schuberts „Unvollendeter“ ein hervorragendes Debüt feierte, zählt Christian Arming zu den regelmäßigen Dirigenten dieses Orchesters, mit dem er diesmal ein mutiges Programm im Musikverein ansetzt: Eine Uraufführung und ein zeitgenössisches Werk korrespondieren mit Beethovens „Eroica“. Die Novität ist allerdings ein Stück aus den Fünfzigerjahren: So wird Arming mit den Symphonikern auf Anregung von Musikverein-Generalsekretär Thomas Angyan die „Hymne der Agave“ aus der Oper „Die Bacchantinnen“ von Egon Wellesz aus der Taufe heben. „Spannende Ausdrucksmusik, die manchmal an Strauss’ ‚Elektra‘ anzuknüpfen scheint“, so Arming, der auch das zweite moderne Stück anpreist, das Trompetenkonzert „Eirene“ von Herbert Willi: „Ich habe es schon oft dirigiert, ein ganz und gar nicht kopfvertracktes Werk, sondern voller sinnlicher Momente mit tonalen Klangflächen. Eine Musik, die aus dem Bauch kommt.“ Arming macht mit dieser ersten Programmhälfte kein Hehl aus seiner generellen Begeisterung für die Moderne. Überall an seinen Einsatzorten, von Luzern bis Tokyo, ob mit den Münchner Philharmonikern oder einem anderen Spitzenorchester, nimmt er regelmäßig neue Musik ins Programm, von den österreichischen Komponist/inn/en Olga Neuwirth und Georg Friedrich Haas bis zu György Kurtág und Wolfgang Rihm.

Aber die Musikverein-Abonnenten dürfen auch auf eine ungewöhnliche zweite Programmhälfte gespannt sein. Denn Beethovens „Eroica“ ist für Arming keineswegs ein gesichertes Repertoirewerk, in dem man sich auf eine Aufführungstradition verlässt. Seit Jahren beschäftigt er sich intensiv mit der so genannten „historischen Aufführungspraxis“, nicht nur in Hinblick auf die Epochen des Barock und der Klassik, sondern bis in die Brahms-Zeit. „Die vielen Berichterstattungen aus der Romantik, wie irrsinnig lebendig und flexibel etwa Brahms und einige seiner Zeitgenossen Beethoven interpretiert haben“, sind für Arming von besonders wichtiger Bedeutung. Da ortet er ein historisches Bewusstsein, ganz nahe an der Klassik, das man auch heute pflegen sollte. Entscheidend ist für Arming, was auch schon japanische Kritiker seinen Beethoven-Aufführungen bescheinigten: „Transparenz und Leichtigkeit“. „Beethoven ist so voller motivischer Arbeit, da steht so viel drinnen, was ich gerne hören will. Das herauszuarbeiten, ist mir ein Bedürfnis.“ Damit, so Arming, bekomme auch das Publikum immer wieder Interessantes bei scheinbar Wohlbekanntem zu hören. Ein Abnutzungseffekt der klassischen Musik, wie ihn viele befürchten, wird sich unter solch dirigentischer Bedachtsamkeit nicht einstellen.

Rainer Lepuschitz